

und den anderen Geschwaderschiffen Verwendung finden. Ein großer Theil des Rumpfes, in welchem auch die Mannschaftswohnungen sich befinden, bleibt ungepanzert und infolge dessen dem feindlichen Feuer ausgesetzt, das denn auch hier wüthen und alles Vernichtbare in Trümmer schlagen, zünden oder wegfeigen wird. Maste, Rauchsclote, Boote, Vordbrüsten, Commandobrücken und Steuerruder sind der feindlichen Attaque schon auf große Entfernungen, die man zwischen sechs bis acht Kilometer annehmen kann, ausgesetzt, doch geht die Treßweite der Schiffsgehäuse bis auf 12 Kilometer. Eine der wichtigsten Waffen im Nahkampf ist der Rammsporn. „Nimmt jedes feindliche Schiff!“ war der erste Befehl, den Tegetthoff bei Lissa seinem Geschwader gab. Er selbst ramnte in einem günstigen Augenblick mit seinem Flaggschiff „Ferdinand Max“ den quer vor ihm liegenden, durch den Verlust des Ruders hilflos gewordenen „Re d'Italia“. Es war das Werk weniger Minuten. Mit vollem Dampf ramnte der „Ferdinand Max“ dem vor ihm aus dem Pulverdampf und den Rauchwolken plötzlich auftauchenden Feind seinen Sporn in die Weiche. Sein Bug stieg leicht empor und sank wieder, als der österreichische Admiral noch im Augenblicke des Zusammenstoßes die Dampfmaschinen wieder nach rückwärts schlagen ließ und der Rammsporn aus der Wunde gezogen wurde. Es dauerte nur eine oder zwei Minuten, daß der „Re d'Italia“ zuerst nach der einen Seite überholte, dann nach der anderen Seite und plötzlich unterging, seine Mannschaft zum Theil mit sich ziehend, zum Theil auf der wirbelnden Fläche des sich schließenden Abgrundes zurücklassend, wo sie schwimmend lange Zeit mit den Wellen kämpften, während über ihren Häuptern die Kanonade fortbauerte und die Schlacht mit dem Sieg der Oesterreicher endete. Ein zweites Schiff, der „Kaiser“, hatte negativen Erfolg. Der „Kaiser“, der den „Portogallo“ gerammt hatte, verlor dabei sein Bug-Spitz und geriet in ein heftiges Feuer, das ihn arg zunichtete. Nur durch ein Wunder entging er dem Schicksal, in seiner hilflosen Lage selbst gerammt zu werden. Schon hatte der „Affondatore“ zum Stoß ausgeholt! Nur ein physisches Moment veranlaßte den italienischen Admiral, das secuntürlich gewordene österreichische Schiff zu verschonen. Wie man sieht, glückt der Rammsporn nicht immer, da das ramnende Schiff Gefahr läuft, selbst beschädigt zu werden, wenn das gerammte sich in Bewegung befindet oder mit abdreihendem Kurs den Stoß pariert. Nach Laird Clowes waren unter 74 Rammsversuchen nur 20, bei denen die gerammten Schiffe beschädigt, kampfunfähig wurden oder sanken.

Als eine fürchterliche Waffe gilt der Torpedo. Ein an richtiger Stelle an der Schiffswand eines Panzers zur Explosion gebrachter Torpedo reißt mit seiner Dynamitladung eine Todeswunde in dem stählernen Riesen und senkt ihn in den Grund. Aber die ganze Schwierigkeit concentrirt sich eben in dem einen Punkt: den Torpedo an der Stahlwand des feindlichen Panzers zur Explosion bringen. Man hat zum Schleudern des Torpedos eigene Torpedoboote gebaut, sehr schmale, kleine, flinke Schiffe, um rasch sich nähern und fliehen zu können, kaum aus dem Wasser ragend, um nicht leicht gesehen und beschossen zu werden, aus einer ziemlich dünnen, leicht verletzbaren Eisenhaut bestehend. Sie fassen etwa 15 Mann. Vorne am Bug sind die Auswerfrohre eingebaut, durch welche die Torpedos lancirt werden. Die Torpedoboote fahren, oder vielmehr sie schleichen an den Feind heran, da sie einen Abstand von 300 bis 400 Meter vom Zielobject haben müssen. Aber am Tage, wenn sie die trennende Entfernung von 2000 auf 400 Meter mit ihrer 20-Knotengeschwindigkeit durchschreiten sollen, erhalten sie bereits tüchtigtes Feuer aus den Schnellfeuergeschützen des bedrohten Kriegsschiffes, das ungefähr 3/4 Minuten Zeit hat, um das heranschwebende Boot mit einem Hagel von Geschossen zu überschütten. In den weitaus meisten Fällen wird das Torpedoboot vor einer solchen Mission am Tage zurückschrecken müssen. Auch wird es im Gewühl zwischen den Schiffsmassen noch andere Gefahren laufen. Doch, wie eben das Glück der Waffen spielt, ist es im japanisch-chinesischen Krieg am Malu vorgekommen, daß ein solches japanisches Boot sich gegen das Ende der Schlacht einem chinesischen Panzer näherte, drei Torpedoschüsse abgab und sich ohne bedeutende Beschädigung zurückzog. Es gehören aber besondere Standhaftigkeit und Heroismus der Mannschaft dazu, einen solchen Angriff zu unternehmen. Man will im Allgemeinen den Torpedoboote die Rolle der Cavallerie zur See zuweisen. Ihre Aufgabe soll mehr darin bestehen, den Feind zu überraschen und nach Beendigung der Schlacht, wenn die Schiffe des Gegners halb zum Brack zusammengeschossen sind, den Ruin des Besiegten beschleunigen. Im japanisch-chinesischen Krieg hatten die chinesischen Torpedoboote den passiven Erfolg, daß der japanische Admiral Ito die Verfolgung der besiegten Chinesen nicht aufnehmen wollte, da er Angriffe der Torpedoboote bei beginnendem Nachtdunkel fürchtete und seine Mannschaft zu erschöpfte. Seine Schiffe zu hart mitgenommen waren, um noch einen Strauß zu bestehen. Die eigentlichen Erfolge der Torpedoboote werden mehr unter dem Schutze der Dunkelheit der Nacht errungen. Dann schleicht sich das Boot heimlich heran und verfehlt dem Gegner einen Torpedo, wenn es nicht zuvor mit Hilfe des wachsamsten electrischen Scheinwerfers entdeckt und beschossen, oder von Torpedobootskägern gejagt wird.

Die Kriegsschiffe sind, wie wir gesehen haben, ebenfalls mit Torpedos ausgerüstet und verwenden sie im Schlachtgewühl. Allein es scheint, als ob dies nicht nur zwecklos wäre, sondern den Schiffen eine Last und unter Umständen eine Gefahr bedeutete. Eines der am Malu gesunkenen Schlachtschiffe der Chinesen zeigte vor seinem Verschwinden in den Fluten eine von einer Explosion herrührende Feuer- und Schallercheinung, welche man auf die Explosion eines getrossenen Torpedos, der sich auf dem Schiff befand, zurückführen will. Möglicherweise kann aber auch das Schiff auf einen der fehlgegangenen und nun im Wasser herumschwimmenden Torpedos gestoßen sein, der aus einem japanischen oder chinesischen Schiffe herührte. Es hat daher kaum einen Zweck, Torpedos ins Wasser zu säen, die dem eigenen Geschwader verderblich werden können. Man hat in neuerer Zeit auch lenkbare Torpedos zu bauen versucht, so wie Kanonen, welche Dynamit und andere Explosivstoffe auswerfen.

Betrachtet man die großartigen eisen- und feuerwerkenden Maschinen und das Kampfgerüst, welches diese Mächte hervorgerufen, so muß es als ein erstaunliches Resultat erscheinen, daß die Verluste an Mannschaft nicht eigentlich größer sind, als die Zahlen aus einer Reihe größter Seeschlachten der letzten 40 Jahre aufweisen. Danach betrug der Procentsatz der Getödteten, Getrunkenen und Verwundeten auf Seiten der Sieger 2 bis 11 Procent, auf Seiten der Besiegten 6 bis 29 Procent ihrer Mannschaft. Also die Mannschaftsverluste bei beiden zusammen bewegen sich zwischen 4 bis 20 Procent. Es scheint beinahe, als ob es nicht mehr ein Kampf zwischen Menschen und Menschen, sondern zwischen gepanzerten Maschinenungeheuern wäre, als ob die Seeschlachten der Zukunft nur noch zwischen technischen Intelligenzen geschlagen würden. Das technische Genie der einen Nation wirkt sich dem technischen Genie der anderen entgegen und entscheidet die unlöslichen Fragen der Politik. „Alle Wasser des Oceans können diese kleine Hand nicht rein waschen“, schluchzt unser Gedächtnis und Gewissensqualen Lady Macbeth. Die Blutspuren der großen Kriege aber verschwinden in den Fluten der Unerblichkeit, denn Nationen haben zwar Gedächtnisse, sogar sehr feierliche mit Todem. Weibrauchwibel und Kirchenglockenklang, aber kein Gewissen.

Rom.

Eine ästhetische Analyse.

Von Georg Simmel (Berlin).

Der tiefste Reiz der Schönheit liegt vielleicht darin, daß sie immer die Form von Elementen ist, die an sich gleichgültig und schönheitsfremd sind und erst durch ihr Beieinander ästhetischen Wert erwerben; es fehlt dem einzelnen Wort, wie dem einzelnen Farbenträger, dem Baustein wie dem Ton, und nur wie ein Geschenk, das sie von sich allein aus nicht verdienen, kommt über diese Einzelheiten das formende Zusammensein, das ihre Schönheit ausmacht. Daß wir die Schönheit als eine geheimnisvolle Gabe empfinden, als etwas, das die Wirklichkeit eigentlich nicht beanspruchen, sondern nur als eine Gnade demüthig hinnehmen kann — das mag sich auf jene ästhetische Indifferenz der Elemente und Atome der Welt gründen, von denen eines nur in der Beziehung zum andern, das andre aber nur in seiner Beziehung zu jenem die Schönheit trägt, so daß sie zwar auf ihnen, aber doch auf keinem von ihnen haftet.

Dieses Wunder nun find wir gewohnt entweder an der Natur sich begeben zu sehen, deren mechanische Zufälligkeit ihre Elemente ebenso zur Schönheit, wie zur Häßlichkeit formt; oder an der Kunst, die ebendieselben von vornherein um des Schönheitszweckes willen zusammenführt. Ganz selten begegnet ein drittes: daß Menschenwerke, zu irgend welchen Zwecken des Lebens geschaffen, sich darüber hinaus zur Form der Schönheit zusammenfinden, so zufällig, in ihrem Zusammen so wenig von einem Willen zur Schönheit geleitet, wie Naturgebilde, die überhaupt von keinem Zwecke wissen. Fast allein alte Städte, die ohne vorbedachten Plan erwachsen sind, bieten der ästhetischen Form solchen Inhalt; hier stellen Gebilde, die menschlichen Zwecken entstammen und nur als Verkörperung von Geist und Willen erscheinen, durch ihr Zusammentreffen einen Wert dar, der ganz jenseits dieser Absichten liegt und als ein opus supererogationis zu ihnen hinzukommt. Derselbe glückliche Zufall, der die Linien der Berge, die Farbe der Meere, die Verzweigungen der Bäume nach unseren ästhetischen Bedürfnissen gestaltet, bewährt sich hier an einem Material, das schon in sich dem Zufall entrückt ist, schon in sich Zweck und Geist trägt, wenngleich nicht den der Schönheit; so etwa, wie die menschlichen Handlungen, ganz von der Einzelheit und Enge ihrer Ziele geleitet und erfüllt, sich dennoch zur Verwirklichung des göttlichen Weltplanes zusammenfinden, von dem sie nichts wissen.

An dem römischen Stadtbilde scheint solches glücklich zufällige Zusammenwachsen menschlicher Zweckgebilde zu neuer, ungewollter Schönheit seinen höchsten Reiz zu gewinnen. Hier haben unzählige Generationen nebeneinander und übereinander geschaffen und gebaut, jede völlig unbekümmert, ja oft völlig verständnislos gegen das

was sie vorfand, ausschließlich dem Bedürfnis des Tages und dem Geschmack oder der Laune der Zeit hingegeben; der reinste Zufall hat entschieden, welche Gesamtform sich aus dem Früheren und dem Späteren, dem Verfallenden und dem Erhaltenen, dem Zusammenfassenden und dem Diffundierenden ergeben soll. Und da das Ganze dennoch von so unbegreiflicher Einheitslichkeit geworden ist, als hätte ein bewußter Wille seine Elemente um der Schönheit willen zusammengeführt, so erwächst nun die Macht seines Reizes wohl aus diesem weiten und doch verschönten Abstand zwischen der Zufälligkeit der Theile und dem ästhetischen Sinne des Ganzen; darin liegt die beglückende Gewähr, daß alle Sinnlosigkeit und Disharmonie der Welt Elemente ihren Zusammenschluß zu der Form schöner Ganzheit nicht hindert. Das ganz Unvergleichliche des Eindruckes von Rom ist, daß die Abstände der Zeiten, der Stile, der Persönlichkeiten, der Lebensinhalte, die hier ihre Spuren hinterlassen haben, so weit gespannt sind, wie nirgends in der Welt, und daß diese dennoch in eine Einheit, Abgeschlossenheit und Zusammengehörigkeit verwachsen, wie nirgends in der Welt.

Versucht man, die ästhetische Wirkung Roms psychologisch zu zergliedern, so mündet man von allen Richtungen her auf diesem Centrum, auf das zunächst sein äußerliches Bild hinzeigt: daß aus den größten Gegensätzen, in die sich überhaupt die Geschichte der höheren Cultur gespalten hat, hier eine völlige, organische Einheit des Eindruckes geworden ist.^{*)} Wie es das Wesen des Erlebens ist, aus den fragmentarischen und isolierten Empfindungen der Sinne ein verständlich zusammenhängendes Weltbild zu formen; wie es der Sittlichkeit obliegt, die zusammenhangslosen oder antagonisierenden Interessen in eine Einheit zu versöhnen; so ist es eines der letzten Motive ästhetischer Befriedigung, in der auseinanderstrebenden Fülle der Eindrücke, Ideen, Anregungen Einheit zu entdecken oder zu schaffen. Wenn es überhaupt ein, ja vielleicht der tiefstgelegene Zug des Menschlichen ist, aus der ursprünglichen Vielheit der Dinge und Vorstellungen ein einheitliches Zusammengehören in der Seele zu gewinnen, so ist vielleicht alle Kunst nur eine besondere Art und Form, in der uns dies gelingt, nur einer der Wege von äußerer — oder auch innerer — Vielheit zu innerer Einheit, und die Bedeutung jedes Kunstwerkes wachse in dem Maße, in dem die Vielheit seiner Bedingungen, seines Materials, seines Problemkreises vielfacher und tiefer ist, in die es sie zu bannen weiß, enger, kräftiger, einheitlicher ist. In der Spannung zwischen der Vielheit und der Einheit der Dinge, die das Kunstwerk zur Anschauung und Empfindung bringt, würde sich so seine ästhetische Werthhöhe messen. In solchem Sinne würde Rom wie ein Kunstwerk höchster Ordnung. Das hebt an mit seinem Straßenbild, wie es durch die Hügeligkeit des Terrains bestimmt wird. Fast allenthalben stehen die Gebäude in dem Gegensatzverhältnis von Oben und Unten. Dadurch weisen sie mit ganz anderer Bedeutsamkeit aufeinander hin, als wenn sie in einer Fläche, bloß nebeneinander, lägen. Vielleicht ist dies der grundlegende Reiz der bergigen Landschaft: jedes Oben hat seine Möglichkeit als solches nur durch das Unten, jedes Unten nur durch das Oben; dadurch treten die Theile des Ganzen in eine unvergleichlich enge Beziehung, seine Einheit, die hier wie überall ja nur in der Wechselwirkung der Theile besteht, wird unmittelbar anschaulich. Wo die Elemente der Landschaft in einem Niveau liegen, sind sie gegeneinander gleichgiltiger, jedes hat gleichsam seine Lage für sich, während sie ihm dort durch das andere bestimmt wird. So gelingt es der Form, in der Rom sich aufbaut, die Zufälligkeit, Gegensätzlichkeit, Principienlosigkeit innerhalb seiner Baugeschichte in eine anschaulich enge Einheit überzuführen; durch das Oben und Unten werden den wirren Linien des Stadtbildes bestimmte Directiven geliehen, als deren zusammengehörige Träger nun alle Einzelheiten erscheinen. In gleicher Richtung wirkt die Dynamik des römischen Stadtlebens: seiner ungeheuren Lebendigkeit kann kein Element, wie antik, fremdartig, nutzlos es sei, sich entziehen. Auch das Widerstrebendste wird in diesen Strom hineingezogen. Das Einbauen alter und ältester Reste in spätere Baulichkeiten ist symbolisch oder in erstarrter Form dasselbe, was die Dynamik des römischen Lebens in fließender darbietet: der Aufbau einer eigenen Lebensinheit aus unermesslich differenten Elementen, die durch die Weite ihrer Spannung die Kraft jener Einheit zu einer sonst nirgends erreichten Anschaulichkeit bringen. Deshalb wirkt auch in Rom alles das, wofür man leider nur den Ausdruck Schenswürdigkeit hat, nicht wie anderswo: als isolierte, jenseits des Uebrigen liegende, besonders hervorgehobene Interessenspunkte, die sich allenfalls auch irgendwo anders befinden könnten; sondern es sind Glieder des Ganzen, von denen jedes mit jedem, durch die übergreifende Einheit Rom verbunden, in organischem Zusammenhang steht. Deshalb wirkt auch der typische Vergnügenskreislauf in Rom stillwideriger und unerträglicher als sonst: weil seine Aufmerksamkeit nur den einzelnen „Schenswürdigkeiten“ als solchen gilt, so daß ihm die Summe derselben gleichbedeutend mit Rom ist, was eben-

soviel besagt, wie wenn er einen organischen Körper der anatomischen Summe seiner Glieder gleichsetzte und an dem Lebensproceß selbst vorbeiginge, für den jedes Glied nur ein Organ seiner alles ergreifenden, alles durchströmenden, alles beherrschenden Einheit ist. Er empfindet nicht die Schönheit zu weiterer Potenz, die sich aus und über den Schönheiten in der Einzelnheit aufbaut.

Die Verschmelzung des Differentesten zur Einheit, die das räumliche Anschauungsbild Roms charakterisiert, gewinnt eine nicht weniger wirkliche Wirksamkeit in der Form der Zeit. In ganz eigenartiger, schwer zu beschreibender Weise empfindet man hier das Aufeinander der Zeiten zu einem Mit- und Nacheinander zusammenwachsen. Man hört das so aussprechen, daß einem in Rom die Vergangenheit zur Gegenwart würde, oder auch umgekehrt: daß einem die Gegenwart so traumhaft, über-subjectiv, beruhigt wird, als wäre es eine Vergangenheit. Damit drückt man nur von verschiedenen Seiten her aus, was an sich keine verschiedenen Seiten hat, die Zeitlosigkeit, die Einheit des Eindruckes, die das mit-schwebende, nur von dem reflectirenden Verstande getragene Früher oder Später nicht auseinanderreißen kann. Gewiß schweigt die Vorstellung des geschichtlichen Verlaufes der Dinge niemals in Rom. Aber das Wunderbare ist, daß auch hier, im Zeitlichen, die Elemente nur deshalb so weit auseinandergetrieben scheinen, um die Einheit, zu der sie dennoch zusammengehen, um so kräftiger, eindringlicher, umfassender zu zeigen. Wie hier die Reste der alten Zeit in ihrer Zerstörung und durch sie eine neue Form gewonnen haben, so wirkt die überall anklingende Vorstellung ihres zeitlichen Aufeinander nur als eine gleichsam ästhetische Nüance ihres Gegenwartsbildes; die Continuität der Zeiten, die fortwährend das Bewußtsein in Rom anschaulich erfüllt, verhindert die Isolierung des zeitlich Getrennten gegeneinander; dadurch gewinnen die Dinge ein gemeinsames Niveau, auf dem sie sich rein nach ihren sachlichen Inhalten gegenüber treten. Gerade durch die ungeheure Ausdehnung der Zeiträume, die man überschaut, wird für das einzelne Ding der Gesichtspunkt der Zeit ganz irrelevant, es erscheint nicht mehr in seine zeitlichen Verhältnisse gebannt, so daß es nur mit einem Hineinversetzen in diese genießbar würde, sondern es gewinnt, in das Gesamtbild von Rom hineingezogen, eine völlig unmittelbare Lebendigkeit; alles Historische wirkt zwar in dieser mit, aber nicht so, daß es den Gegenstand zu einer abgesonderten Antiquität, den Zusammenhängen der Gegenwart entriekt, macht, sondern indem er in die Einheit von Rom eintritt, wirkt er ganz nach seiner sachlichen inhaltlichen Bedeutung — als ob alle Zufälligkeit der Geschichte verschwunden und die reinen, gelösten Inhalte der Dinge — platonisch gesprochen: ihre Ideen — hervor- und nebeneinander träten.

Diese nur annähernd in Worte zu fassende Empfindung ist vielleicht die letzte Grundlage jenes tiefen Sages von Feuerbach: Rom wies jedem seinen Platz an. Der Einzelne, der sich seiner innerhalb dieses Gesamtbildes bewußt wird, verliert die Position, die ihm sein enger, abgeschlossener, historisch-socialer Kreis zugebilligt hat, und schiebt sich plötzlich eingeordnet und mitlebend in einem System ungeheurer mannigfaltiger Werte, an dem er sich gleichsam sachlich zu messen hat. Es ist, als fiele in Rom alles von uns ab, was zeitliche Bedingungen an uns — für und gegen den eigentlichen Kern unseres Wesens — gethan haben. Wir selbst empfinden uns ebenso auf unsere rein innerliche Kraft und Bedeutsamkeit reducirt, wie die Inhalte Roms es sind. Seiner vereinhaltenden Kraft, die über alle Abgründe der Zeit hinweg alle Dinge in ein Gesamtbild bringt, können wir selbst uns nicht entziehen, wir stehen schließendlich, wie losgebunden von allem Zeit und Hier, in derselben Distanz vor uns, wie alle römischen Dinge. Wir würden uns schämen, hier eine Ausnahmestellung zu beanspruchen. Was uns sonst so oft den Platz verbirgt, der uns nach der Kraft, Weite und Stimmung unserer Seele zukommt: die Zufälligkeiten der Zeit, die Exaggerationen ebenso wie die Bedrücknisse unserer historischen Stellung, die uns isolieren und die Brücke zu unserer inneren Heimat versperren, — dies fällt in Rom fort, denn hier, wo alle zeitlich-geschichtlichen Bedingungen in ihrer ganzen Größe und zugleich in ihrer ganzen schließlichen Nichtigkeit erscheinen, gelten uns die Dinge — und wir mit ihnen — nur nach dem Maße ihres eigenen, zeitlosen sachlichen Wertes. So weist uns Rom wirklich unseren Platz an, während der, den wir sonst innerlich einnehmen, so oft gar nicht unser, sondern der unserer Classe, unserer einseitigen Schicksale, unserer Vorurtheile, unserer egoistischen Illusionen ist. Daß dies alles fällt, geht schließlich auf jenen einen, das ganze Bild von Rom beherrschenden Zug zurück: die ungeheure Einheit des Mannigfaltigen, die durch die weite Spannung ihrer Elemente nicht zerrissen wird, sondern gerade an dieser die Unvergleichlichkeit ihrer Kraft entfaltet. Wie der seltsame Reiz alter Stoffe darin beruht, daß über alle Gegensätze der Farben die gemeinsamen Schicksale, Sonnenschein und Schatten, Feuchte und Trockenheit so vieler Jahre eine sonst unerreichbare Einheit und Versöhntheit gebracht haben; so möchte man sagen, daß das Fernste und Fremdeste für einander, was nach Zeit, Ursprung, Seele weltweit von einander ist, durch das gemeinsame Erlebnis, in Rom zu sein und sein Schicksal zu theilen, ein Sich-Anpassen, Wechselwirken, Sich-Zusammenfügen erfahren hat, in so wunderbaren Verhältnissen,

^{*)} Ich darf die Theile von Rom, die von ununterbrochener Modernität und ebenso ununterbrochener Abgeschlossenheit sind, ganz außer Betracht lassen; denn sie liegen zum Glück so, daß sie den Fremden bei einiger Nachsicht verhältnismäßig wenig tangieren. Ich hatte Rom zuletzt vor mehr als zwanzig Jahren gesehen und fand es jetzt in der Haupt-sache weniger verändert, als die allgemeine Meinung ist.

dass die eigene Bedeutsamkeit der Dinge ebenso ein Maximum wird, wie die Bedeutsamkeit der Einheit, in die sie als Glieder zusammenwachsen.

Eben diese Einheit bewirkt eine psychologische Erscheinung innerhalb des römischen Geniebens, die sich sonst nur gegenüber den größten Individuen einstellt. Der Besitz, den Goethe für uns darstellt, gewinnt seinen nicht ausmessauf Umfang dadurch, dass hinter jeder seiner Aeußerungen für uns der ganze Goethe steht. Wir genießen keine bloß nach ihrem unmittelbaren Inhalt, beschränken ihre Bedeutung nicht auf den Sinn, den sie als anonymes Satz haben würde; wir bereichern sie vielmehr um alles das, was die Association, dass sie eben von Goethe ist, an sie herabbringt, mit ihr anklingen lässt. Der rationalistische Spießbürger hält sich über die begeisterte Ehrfurcht auf, mit der wir jeder Zeile von Goethe entgegengekommen: „Hätte ein Namenloser genau dasselbe geschrieben, niemand würde es irgendwo beachten!“ Ganz richtig. Aber dann wäre es, bei identischem Wortlaute, doch nicht eben dieselbe Zeile. Denn die Bedeutung jeder Aeußerung liegt doch — man kann diese Selbstverständlichkeit nicht eindringlich genug machen — nur in dem, was sie uns zu denken reizt und zwingt. Und bei einem Worte Goethes denken wir notwendigerweise mehr und anderes, als bei dem gleichen, wenn Peter und Paul es aussprechen; denn wir wissen, welche ganz andere Seele hier ihren Reichtum in das äußerlich gleiche Gewand gekleidet hat, und dass wir der Aeußerung gerade nur gerecht werden, wenn wir ihr das Aeußerste und Höchste gutschreiben, das sich mir irgend in uns mit ihr associieren will — soweit dies auch über den Sinn hinausgeht, den sie als vereinzelter Wortlaut beanspruchen dürfte. So haben Dinge, die an irgend einem anderen Orte ganz gleichgiltig wären, als Bestandtheile von Rom eine Bedeutung, weit über ihre unmittelbare, ihnen „an und für sich“ eigene hinaus. Vermöge der Einheitlichkeit, in die Rom alle seine Inhalte hineinwachsen lässt, wird das Ganze mit jedem seiner Elemente solidarisch, hinter dem einzelnen steht das ganze Rom und verleiht ihm für uns einen Reichtum von Associationen, der weit mehr umfasst, als seine isolierte oder in gleichgiltigeren und loseren Verbindungen stehende Anschauung vermöchte. Da die Dinge eben das sind, was sie uns bedeuten, so sind sie in Rom wirklich mehr, als sie anderswo und ohne die wechselseitige Bereicherung durch das Umfasstsein von dem einen Rom wären.

Vielleicht ist die tiefste Bedeutsamkeit der ästhetischen Formung mit einem Satze Kants ausgesprochen, der freilich ganz andere als ästhetische Inhalte im Auge hat: „Unter allen Vorstellungen ist die Verbindung die einzige, die nicht durch Objecte gegeben, sondern nur vom Subjecte selbst verrichtet werden kann, weil sie ein Actus seiner Selbstthätigkeit ist.“ Die Einheit, zu der die Elemente Roms sich verbinden, liegt nicht in ihnen, sondern in dem anschauenden Geiste. Denn offenbar nur in einer bestimmten Kultur, unter bestimmten Vorbedingungen von Stimmung und Bildung kommt sie zustande. Das spricht aber so wenig gegen ihre Bedeutung, dass gerade die Selbstthätigkeit, die sie erfordert, das wertvollste Geschenk Roms ist. Nur die lebhafteste, wenn auch unbewusste, Action des Geistes vermag die so unendlich differenten Elemente in die Einheit zu harnen, die in dieser selbst allerdings als Möglichkeit, aber doch noch nicht als Wirklichkeit liegt. Wenn man sich in Rom nicht erdrückt, sondern gerade auf der Höhe der Persönlichkeit angelangt fühlt, so ist das sicher ein Reflex der ungeheuer gesteigerten Selbstthätigkeit des inneren Menschen. Nirgends in der Welt hat der günstige Zufall die Objecte unserem Geiste so adäquat geordnet, dass sie ihn zu der Kraftentfaltung aufrufen, über so gewaltige Abstände ihrer unmittelbaren Gegebenheit hinweg sie zu einer so völligen Einheit zu sammeln. Das ist auch der Grund, weshalb Rom sich der Erinnerung ganz unauslöschlich einprägt. Wo Eindrücke und Genüsse uns nur hinnehmen, wie sie sich bieten und gleichsam ohne dass wir mit eigener Kraftbewahrung in die Formung ihres inneren Bildes eingreifen, da ist alle Erinnerung schwach und leicht verflüchtlich. Denn mag der Eindruck noch so gewaltig und erschütternd gewesen sein, so ist er der innersten Seele doch ein Fremdes, das auf die Dauer nicht in ihr leben kann — wie wären sonst jene fürchterlichen Entfremdungen Liebender denkbar, wenn nicht das bloße Gefühl, das bloße Hinnehmen eines Glückes, selbst in höchsten Aufgipfelungen, das Bewusstsein so spurlos vertiefe! Nur wo die Seele von innen heraus activ geworden ist, und den Einschluss ihres eigensten Thuns in die Eindrücke von außen her verwebt hat, sind diese wirklich ihr Eigenthum geworden. Das untermenschliche und niedriger-menschliche Bewusstsein haftet an der Isolirtheit seiner Vorstellungen, das Kennzeichen des höheren und der Beweis seiner Freiheit und Herrschaft ist es, dass es Zusammenhänge zwischen dem Einzelnen stiftet und damit zugleich — da Einheit und Vielheit einander bedingen — erst dessen ganze Mannigfaltigkeit und Reichtum erfährt. Nirgends lässt die Fülle der Dinge dies spezifisch menschliche Thun sich so souverän erweisen, wie in Rom, nirgends muss die Seele, so vieles aufnehmend, zugleich selbst soviel wirken, um das Bild zu formen. Das ist der letzte Grund für das ganz unvergleichliche Verhältnis, das die Weiße der römischen Ein-

drücke zu ihrer Tiefe und ihrer Dauer besitzt — als ob alle Dimensionen seelischer Inhalte hier zugleich ihr Maximum gewannen.

Es ist das Los psychologischer Analysen, niemals abschließend zu sein. Die Menschenseele ist ein so vielfältiges und verschlungenes Gebilde, das sie sehr mannigfaltige Wege besitzt, um zu demselben Inhalt und Zustand zu gelangen. Das eben ist ihr Reichthum, dass sie die gleichen Elemente zu einer Fülle innerer Entgegengesetztheiten, aber auch die verschiedensten Elemente zu einer Gleichheit innerer Erfolge entfalten kann. Aber wenn deshalb die Bedeutung des ästhetischen Eindruckes von Rom noch auf mancherlei andere Weisen erklärt werden kann, so trifft zu dieser Möglichkeit die Structur des Objectes sehr merkwürdig mit der der Subjecte zusammen. Denn wie es die Größe ganz großer Menschen ist, nicht eindeutig zu sein, sondern für jeden besonders verständlich zu sein und jeden in der Richtung seines eigenen Wesens über sich zu erheben — so würde auch Rom seine ganze Größe nicht haben, wenn sein Genuss nur eine Deutung erlaubte, wenn es nicht der Natur selbst gleiche, die zu jedem in seiner Sprache redet und jedem gestattet, sie nach seinem Herzen zu genießen und zu verstehen. Ja, gerade diese Vielheit der Wirkungen Roms und ihrer Deutungen entspricht selbst dem Lebensprincip, aus dem mir seine ästhetische Einzigkeit zu sprächen schien; dass es noch auf so viele andere Weisen empfunden und seine Empfindung noch auf so viele andere Weisen gedeutet werden kann, während es doch immer das eine Rom, der eine Brennpunkt so divergenter Strahlen ist: das ist die letzte Aufgipfelung seiner ästhetischen Größe, die alle Gegensätze zu äußerster Weiße spannt, um sie mit um so beherrschenderer Kraft in seine Einheit zu versöhnen.

Das Landhaus.

Ich bin jetzt vierzehn Tage in Nisch gewesen, um mein neues Stück fertig zu machen. Um diese Zeit ist Nisch ganz anders, als wir es kennen. Im Sommer will es elegant sein, da lässt es die Fremden herrschen, selber scheint es sich zu verstecken. Aber um diese Zeit ist es ein lieber Ort in der Provinz. Das kommt einem anfangs merkwürdig vor: als ob man mit einer Dame, die man oft zum Tanz oder über die großen Stiegen der Theater geführt hat, zum ersten Mal unter vier Augen daheim sitzen und jetzt, aufathmend, zu ihrer Seele reden, zum ersten Mal wahre Worte von ihr hören würde. Es ist seltsam, der Ort wird zutraulich und auf Schritt und Tritt fühlt man sich wunderbar bewegt.

Draußen ist der helle Frühling. Die Aeste sind von Blüten beschwert, der Flieder senkt sich, nun brechen auch schon die Kastanien weiß und roth auf. Die Wiesen leuchten; weithin sind sie ganz roth, sie scheinen zu brennen; dort sind sie gelb, von dicken Butterblumen und feinen Ranunkeln; weiße Dothen schwanfen im Wind. Der Geruch der Blumen scheint wie eine Welle in der Luft zu stehen, man glaubt ihn förmlich zu sehen. Und rings ist, während man so das Rad über den schmalen Pfad gleiten lässt, das heilige Surren des großen Lebens. Manchmal schreit ein Vogel auf, unten hört man den Bach springen. Dann wendet sich der Tag ab, nun wird es still und die Berge haben so feierliche Züge. Man hält an, wie von einer gewaltigen Hand aufgehalten, man blickt hinaus, ungeheuer ist der Abschied der Sonne; sie geht fort wie zum letzten Mal; und alles fürchtet sich, die Berge sind erust geworden, die Wiese dunkelt. Dann begleitet der stille Wind des Abends den Menschen nach Hause. Im Ort läutet es. Man beiekt sich, jetzt will man bei den anderen sein. Kommt man jetzt in die leeren Gassen hinab, so ist man in der rechten Stimmung für ihre Art. Jetzt geht einem erst der Sinn dieser stillen und redlichen Häuser auf. Jetzt fühlt man erst, wie schön das alte Landhaus der österreichischen Provinz ist.

Diese Häuser in der Pfarrgasse und auf dem Kreuzplatz von Nisch mögen die meisten etwa sechzig oder achtzig Jahre alt sein. Sie sind also, wie wir in der Schule gelernt haben, aus der ganz schlechtesten Zeit. Sie haben keine Ornamente, keine Verzierungen, keine Säulen, keine Erker, keine Thürme; sie sind gar nicht aufgeputzt. Sie sind weiß oder grau, einige gelb, andere grün. Die Farbe der Fenster stimmt ein. Manche haben eine kostbare Thür, über ihr steht wohl selig sein, wird man meinen. Es wirkt halt, wie eine schöne Glocke von der Kirche klingt. Das sind ja auch nur zwei Thüre, ein schwerer und tiefer unten, darüber ein leichter, der gleich wegfliegen wird. So klingt das Landhaus. Unser Ringstraßenhaus klingt nicht, sondern es hat einen Lärm, als ob alle möglichen Instrumente durcheinander gestimmt würden. Das Landhaus wirkt wie die Berge oder die Wald oder die Wiesen am Abend, wenn der Baum und die Blume nicht mehr zu sehen sind, sondern das Ganze eine schweig-same Schönheit bekommen hat: es wirkt durch die ruhige Masse. Es ist wie ein einfaches Lied. Es hat einen stillen Ton, dieser schwebt